

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0179

LOG Titel: 1821

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Der liebe Schreiber dieser Verse selbst war dem Geiste und Herzen nach noch immer ein solches unschuldiges, frommes Kind, mit dem die Engel schon hienieden spielten, den der Herr aber zu lieb hatte, um ihn lange auf dieser argen Welt zu lassen! Eine Ahnung der Art zog damals schon durch meine Seele, und sie war es, glaube ich, die mir Alles, was er sagte und that, in einem ganz eigenthümlich rührenden Schimmer zeigte. Hat doch Gott mehrentheils schon ein heiliges Siegel der Berufung auf die Stirne derjenigen Seiner Auserwählten gedrückt, die Er früh zu Sich bescheidet. Unseren leiblichen Augen bleibt jedes Kennzeichen der Zukunft verborgen, und wenn auch dem geistigen Auge kein Verständniß darüber aufgeht, so fühlt das Herz dennoch eine ihm selbst unerklärliche Rührung im Umgang mit diesen Seelen, die nur halb noch der Erde angehören, wenn sie sich auch noch in frischer Fröhlichkeit auf ihr bewegen. Diese wahr sagende Stimme meines Innern täuschte mich auch hier nicht; denn das Jahr, welches wir mit dem Schläge Mitternacht, Glück wünschend und Segen erflehend, begrüßten, beschloß die Laufbahn des Freundes.



1821.

Im Januar 1821 traf uns die Todesnachricht des theuern alten Onkels Christian Stolberg in Windebye, die uns tief bewegte und die mein Herz im Gedanken an meinen fernen Mann doppelt empfand. Die Trauerkunde traf mich mitten in den Vorbereitungen zu den Vorstellungen, mit denen die Hofgesellschaft die Anwesenheit der Großfürstin verherrlichen wollte und in denen auch mir und Henrietten aktive Rollen zugebacht waren. Des beliebten englischen Dichters Moore poetische Behandlung der Ralla Kookh lieferte das Sujet zu diesem Festspiel, das in unübertrefflicher Vollkommenheit zur Ausführung kam. Nun glaubte ich dem Gefühl Gehör geben zu dürfen, das mir jedes öffentliche Auftreten in diesen ersten Tagen der Herzenstrauer unmöglich machte; aber

freilich täuschte ich mich in der Voraussetzung, daß der Hof mir ein solches Zurücktreten nicht verargen werde. Später wohnte ich der Wiederholung des Festspiels bei, und ich freue mich noch jetzt dieses Genusses.

Die nächsten Monate vergingen in regem Verkehr mit dem lieben Verwandtenkreise, und Anfang April war ich nach langer bitterer Trennung wieder mit meinem lieben Mann vereinigt, aber nicht zu einem ruhigen, ungestörten Genuß des Beisammenseins; denn die Geschäfte hatten sich für ihn nicht nur schmähslich gehäuft, sondern sie waren auch zum Theil höchst verwickelt und schwierig durch die von so vielen Seiten herkommenden Komplikationen. Schien auch Preußen nicht unmittelbar an den Unruhen und Wirren des Südens, Westens und Ostens theilhaftig, so spielte es doch eine viel zu bedeutende Rolle im großen Staatenverbande, als daß es ein müßiger Zuschauer hätte sein können. Wenn es auch nicht mit den Waffen dreinschlug, so entschied seine Politik desto mehr, und ihr hat man es größtentheils zu danken, daß das Gleichgewicht des europäischen Kolosses sich doch einigermaßen herstellte; die Aufgabe des Mannes, der das Steuer der preussischen Politik lenken mußte, war gewiß nicht gering. Sicher, fest und ohne Wanken ging mein Mann indeß seinen schweren Weg vorwärts, unangefochten durch Mißdeutungen, falsche Urtheile und ungerechten Tadel, der von solchen ausgesprochen ward, die für die Befreiung der Griechen schwärmten, ohne ihre Lage, Verhältnisse und besonders ihren Charakter zu kennen, und die es jedem Staat, auch dem fernsten, verargten, wenn er nicht Alles an die Emanzipation der Unterdrückten setzen wollte!

Die Greuelszenen, die sich in Konstantinopel abspielten, die Ermordung des Patriarchen und der zahllosen Griechen, die als Opfer der Revolution fielen, zerrissen sein Herz; doch konnten ihn diese Gefühle nicht mit einer Empörung ausöhnen, die als solche unter allen Umständen ein Verbrechen war und blieb. Nach seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse auf beiden Seiten glaubte er auch, sich davon überzeugt halten zu müssen, daß das türkische Joch durchaus nicht schwer auf den Griechen lastete, daß sie ihrem Charakter und der Lage ihres Landes nach gar nicht dazu geeignet seien, eine selbständige Nation zu bilden. Etwas zu grell mag er die trostlose Lage dieses Landes, die Zerrissenheit der

Nationalität und die Verderbtheit des griechischen Charakters wohl aufgefaßt haben. Dennoch war er mit seinen Ansichten der Wahrheit näher als die Philhellenen, die damals schon die Luft mit ihrem Wehklagen und die Salons mit ihrem Hülfegeschrei für die in Knechtschaft gehaltenen Brüder erfüllten.

Griffen diese Griechenfreunde meines Mannes Ansichten öffentlich an, so gab es andere, sogar geachtete Mitglieder unseres Kreises, die zu tief in den Becher hineingesehen hatten, der von Land zu Land für die Freiheit umherging. Diese wollten zwar die Regierungen nicht gerade stürzen, sie wollten ihnen aber doch gern allerlei Konzessionen abgenöthigt sehen. Solchen freilich konnte die Hand nur im Wege sein, welche das Steuer fest hielt und das Schiff ruhig durch die Stürme der Zeit lenkte. Andere dagegen, und bei Weitem die Mehrzahl, waren eingeschüchtert durch Alles, was so schnell nacheinander sich in Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien und im fernen Osten ereignet hatte. Sie glaubten unser gutes Preußenland auch bedroht und zitterten für die nächste Zukunft. Die Militärs wekten ihre Schwerter, und die Damen der Gesellschaft machten schon Pläne für einen kümmerlichen Wiederaufbau ihrer Existenz, nachdem diese mit allem jetzt Bestehenden zertrümmert sein werde.

Ich rechnete so sicher auf den guten Geist unseres Volkes, vertraute so fest auf die vortrefflichen Institutionen unseres Landes, auf den guten Sinn, der das Volk belebte, und auf die Weisheit der Regierung, daß mir solche Besorgnisse durchaus fern lagen. Wo ich sie traf, überraschten sie mich immer aufs Neue, so z. B. staunte ich die gute Gräfin Truchseß, Oberhofmeisterin der Prinzessinnen, an, als sie, meinen Arm fassend, zu mir sagte: „Glauben Sie mir es, übers Jahr sind Sie nicht mehr Gräfin Bernstorff und ich nicht mehr Gräfin Truchseß.“

Während die kleinen Geister verzagten und auch manche edlere Seele im Glauben an ihre Mitbürger schwankend wurde, sahen die Hochherzigen frischen, freudigen Sinnes der sechsten Feier des Jahrestages der Einnahme von Paris entgegen. Diesmal sollte der 30. März durch die Einweihung des Monumentes auf dem Kreuzberge verherrlicht werden. Auch ich wollte es mir nicht entgehen lassen, daran theilzunehmen; denn ich war eine gute Preußin geworden, und die Armee interessirte mich in der Gegenwart und Vergangenheit. Das Denkmal

hatte ich aufführen sehen; es hatte sich von seiner Anlage bis zu seiner Vollendung meiner beifälligen Aufmerksamkeit zu rühmen. Ich hatte die Statuen, die es zieren, öfters in den Ateliers ihrer Meister bewundert, fand ihre Aufstellung vortrefflich, freute mich der sinnreichen Details dieses Monuments, sowie seines Gesamteindrucks; es war mir immer grandios erschienen, so daß ich wahrhaft schmerzlich enttäuscht war, als ich es später von fernen Punkten aus liegen sah. Es nimmt sich kleinlich und schlecht aus, etwa wie eine Nähnadel, wie ein nach oben gefehrter Zeiger, wie die Spitze eines zugeschnitten oder von Sand verschütteten Kirchturms, höchstens wie ein Meilenzeiger. Meine Mutter, Marie Clausewitz, Henriette und ich wohnten in unserer großen Chaise der Feier bei. Wir fuhren zuerst auf dem Pflaster der ewig langen Wilhelmstraße, dann durch das Halle'sche Thor und endlich durch den tiefen Sand bis auf die mit Truppen bedeckte Anhöhe. Clausewitz begleitete uns zu Pferde. Schon unser Weg und alle nach dem Punkte hingehenden Pfade waren bedeckt mit Menschen, mit fröhlichen Wallern, munter sich tummelnden Reitern und stolzen Equipagen. Es war eine wahre Lust, dieses fröhliche Drängen und Treiben mit anzusehen. Schön war die Haltung der Truppen und erfreulich der Jubel, mit dem sie ihren König bewillkommneten. Einen herrlichen Anblick gewährte es, als der König an der Spitze des reichen und mit Orden bedeckten Gefolges erschien; er selbst völlig einfach, und doch so ganz König, so ausgezeichnet vor allen Anderen. An dem Tage habe ich ihn zuletzt rasch reiten sehen und mich daran erfreut, ohne zu ahnen, daß es das letzte Mal sein werde. Er ritt die unabsehbar lange Front einer dünn aufgestellten Kolonne entlang; der Blick vermochte kaum zu folgen, so schnell entchwand er in der Ferne. Der geistlichen Feier wohnten wir bei, ohne die Worte des Geistlichen zu verstehen; doch deren bedurfte es hier gar wenig, wo die Erinnerung schon zu so feurigem Dank entflammte.

In meinen Dank mischte sich auch manch bittender Seufzer für einen armen, franken Helden der letzten Kampagne, dem es unjählich schwer geworden war, an diesem Tage daheim bleiben zu müssen. Es war unser guter Prinz Septi Reuß, der schon durch dasselbe Uebel, welches ihn uns ein halbes Jahr darauf entriß, an sein Bett gefesselt war. Damals täuschte er sich noch ganz über die Natur seiner Krank-

heit; doch als diese bald reißende Fortschritte machte und die Aerzte von ihm begehrt, daß er den Dienst und vor Allem die Stadt verlasse, da forderte er schweren Herzens seinen Abschied. In den späteren Tagen des großen Frühlingsmanövers, als er die Kameraden an seinem Fenster vorbeiziehen sah oder doch hörte, konnte er seine Bewegung kaum bemastern. Er ließ seine Uniform und alle dazu gehörigen Montirungsstücke vor sein Bett hinlegen und behielt sie die ganzen Tage über im Auge. Der liebe Mensch war am 8. März erkrankt, nachdem er mit schon recht siechem Körper sich's nicht hatte nehmen lassen, mir in allen Anordnungen zum 7. d. Mts., seiner Tante Amerika Geburtstag, beizustehen. Er war bei den Proben als Seele des Ganzen sehr thätig gewesen und hatte dann seine Rolle, einen alten Diener, vortrefflich und nur zu rührend gespielt. Ein Monolog besonders, den er sich in den Mund gelegt hatte, war gar zu ergreifend, weil er auf ihn selbst, auf die Erfüllung seines Schicksals hindeutete.

Von diesem in der Erinnerung von einem Geist der Wehmuth überschatteten Fest wende ich mich einer sehr fröhlichen und in durchgehend scherzhafter Laune gehaltenen Feier bei Radziwills zu, deren silberne Hochzeit nur im Familienverein begangen wurde. Die Freunde hatten allerlei Ueberraschungen ausgedacht, unter anderen einen allerliebsten Hochzeitszug von Kindern, die Eltern als Brautpaar darstellend, alle angezogen und ausstaffirt, gerade wie die Mode es vor 25 Jahren gebot, und insbesondere so, wie das Brautpaar und das Gefolge zu diesem Hoffest angethan gewesen waren. Die Duodez-Hochzeit nahm sich nun gar zu allerliebft aus, und namentlich waren die kleinen Brühls mit ihren gestickten altfranzösischen Röcken, Chapeaubas und den dicken Beinchen en escarpins sehr drollig. Die kleine Braut, Wanda, sah, wie Augenzeugen von ihrer Eltern Vermählung versicherten, der damaligen Braut sprechend ähnlich, und ihre erste Hofdame, Emilie Zeuner junior, stellte ebenfalls sehr anmuthig-komisch ihre gleichfalls anwesende Tante Pauline Keale vor, welche eben an dem Tage vor 25 Jahren zuerst ihren Dienst als Hofdame angetreten hatte.

Die königliche Familie war in diesem Winter durch die Gegenwart der damals schon ungewöhnlich beweglichen Großfürstin in ein abwechslungsreicheres Leben als bisher hineingekommen. Der König gab seiner Tochter zu Ehren öfters Feste, und diese ließ sich von den

Privatleuten, mit deren Stellung es sich vertrug, auch gern fetiren. Alopeus, der russische Gesandte, hatte es nicht an Vällen fehlen lassen. Da nun aber mit dem Frühjahr die Zeit der Abreise seiner Fürstin herannahte, war er darauf bedacht, sie auf besondere Weise zu unterhalten. Es schien, als käme der Himmel seinen Wünschen entgegen; denn der Maimonat kündigte sich ungewöhnlich schön an. Die ersten Tage waren wahre Sommertage; da ihnen ein schöner April vorausgegangen war, so hatte man sich daran gewöhnt, der Witterung mehr Vertrauen zu schenken, als sie in unserem Klima jemals verdient. Darum fand man es ganz natürlich, von Alopeus zu einem dejeuner dansant im Freien eingeladen zu werden, und wunderte sich weder über die großen Vorbereitungen, die er dazu traf, noch über die an ihm schon so gewohnte, gutmüthig prahlende Weise, Stadt und Land mit den Erzählungen von dem, was er vorhatte, zu erfüllen. In seinem schönen Garten*) an der Spree hallten Tag und Nacht die Hammerschläge der Arbeitenden wieder; es wurden Pavillons errichtet und Fußböden zu Tanzplätzen unter Gottes freiem Himmel gelegt. Doch dieser Himmel, der bis zu dem Balltage so klar und blau wie ein italienischer gewesen war, verdunkelte sich am Festtage; kalte Winde wehten, die Natur lehnte sich wider das Fest auf. Noch wäre es freilich Zeit gewesen, es in die schützenden Mauern des Hauses zu verlegen; aber der Wirth wollte seine Anstalten nicht vergebens gemacht haben und ließ die verschiedenen in den Boskets versteckten Musikchöre ihre Walzer aufspielen. Ich winkte gerade Henriette, daß sie eine etwaige Aufforderung zum Tanz ablehnen solle, als Prinz Wilhelm (Sohn) ihr die Hand reichte, und ich es mit stummer Sorge ansehen mußte, wie der Wind ihre Kleider hob, während sie sich im raschen Walzer drehte. Die Bewegung hatte endlich über die Kälte der Temperatur gesiegt, als das Dejeuner servirt und Henriette an einem Tisch der Prinzen placirt wurde, und zwar zufällig so, daß sie mit noch einigen anderen jungen Damen außerhalb des schützenden Zeltdaches zu sitzen kam. Der längst schon drohende Regen begann kalt herunter zu tröpfeln, und ich konnte mich meines behaglichen Platzes in dem Pavillon der Kaiserin nicht freuen, weil ich aus dem Fenster gerade auf Henriettens un-

*) Jetzt Holzplatz. Das Haus ist später zu einer militärärztlichen Bildungsanstalt, der sogenannten Pepiniere, umgestaltet worden.

geschützten Platz sah. Endlich aber hatte sich die Gesellschaft in die Wohnräume zurückgezogen und vergaß da die Drangsale der früheren Stunden. Doch meiner harrten dort andere, für mich ganz neuer Art. Ich tanzte nämlich, mußte es aber erleben, daß zwei meiner Tänzer aus meinen Armen (denn anders kann ich die Stellung beim Walzer doch eigentlich nicht beschreiben) nacheinander auf die Erde hinstürzten. Wenn ich nun gleich auch aufrecht und ganz fest auf meinen Füßen stehen blieb, so war mir doch die Art von Ridicule, die dies auf mich lud, höchst unangenehm, und lange Zeit hindurch war ich ein wenig erbittert gegen diese Helden der Ungeschicklichkeit, deren Namen und Person ich jedoch jetzt gänzlich vergessen habe. Ich hätte, um meinen Unfall gering zu finden, mich an den erinnern sollen, der meine gute Emilie Zeuner in der Neujahrsnacht 1800 betroffen und ihr mit größerem Recht einen tragischen, einen nie zu überwindenden Eindruck gelassen hatte. Auch sie tanzte, auch ihr Tänzer (ein Herr v. Dorville) sank zu ihren Füßen nieder; aber anstatt sich, wie die meinen, eilends wieder aufzurichten, blieb jener leblos liegen; der Tod hatte ihn gezeichnet. Man hat sich diesen Todesfall auf mancherlei Weise erklären wollen, doch keine hat genügend scheinen können. Die ärztlichen Aussprüche stimmten dahin überein, daß zu enge Kleidung, namentlich die engen Strümpfe, ihm einen Schlaganfall zugezogen hätten.

Erst um 2 Uhr nachts kam man heim; man hatte also 15 bis 16 Stunden geschwärmelt, und sich doch nicht gelangweilt? Nein, in der That nicht, und um das jetzt zu begreifen, muß ich mich an die gesellschaftliche Stimmung jener Zeit erinnern. Es herrschte wirklich ein feiner, hübscher Ton in der damaligen Berliner großen Welt und eine Heiterkeit, wie ich sie später oft vermißt habe. Diese Heiterkeit theilte sich vom Hofe aus der Gesellschaft mit. Wo die Großfürstin in ihrer Glorie von Lieblichkeit und Anmuth mit dem Gefolge ihrer Brüder, dieser noch übermüthigen, jugendlichen Prinzen, voller Scherze und witzigen Poffen erschien, da brachte sie Fröhlichkeit mit.

Ein ähnliches Fest wie dieses brachte der Zufall bald darauf zuwege, und wenn es auch eigentlich gar nicht vorbereitet war, fiel es dennoch brillanter und hübscher aus als das eben beschriebene. Es war der 24. Mai, der Geburtstag der allverehrten Prinzess Luise Radziwill, der Hof und Stadt schon in den frühen Vormittagsstunden

vereinte. Der Prinz hatte ein großartiges Dejeuner in den Sälen und Galerien seines Palais serviren lassen. Nach demselben, als die Stunde des Aufbruchs herangekommen war und die Großfürstin sich schon entfernt hatte, ward man dringend gebeten, zu bleiben, und ich noch überdem mit Bitten bestürmt, meine Kinder herüberholen zu lassen. So warf ich mich denn in den ersten besten Wagen, fuhr herum und brachte ebenso viel Freude wie Verwunderung mit, als ich die Einladung verkündete und eiligst die Toiletten anordnete. Umgeben von meinen sechs Mägdelein kehrte ich in das Palais zurück. Die Thürflügel des Gartensaales wurden mir geöffnet; denn der größeren Kühlung wegen hatte sich die Gesellschaft hinabverfügt. Dieser Saal ruht auf Säulen, die gewissermaßen den Tanz störten, doch aber etwas Malerisches in die Bewegungen der Touren brachten. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich entsinne ich mich noch der Ueberraschung beim Anblick, der sich mir bot, als ich in den Saal trat und einige Augenblicke bewundernd oben auf der ersten Stufe der kleinen Treppe, die ins Innere hinabführt, verweilte. Die Großfürstin war in einer eleganten Balltoilette zurückgekehrt, die aus einem Kleid von Seidentüll, aufs Feinste mit Stroh gestickt bestand, in den Haaren einen Kranz von Kornblumen und reifen Aehren, dazu einen Schmuck von großen Diamanten und Saphiren.

Wir Anderen hatten unsere Toilette, die zwischen Negligeé und Pug variirte, nicht gewechselt; die meine zeigt Euch (ich denke, Ihr lest dies mit dem Interesse, mit dem man die Details einer uralten Chronik hinnimmt) ein Musselinkleid mit $\frac{3}{4}$ Ellen hoher gestickter Borte, welches, über rosa Atlas gezogen, durchaus in rosigem Licht schimmerte, eine einfache Perlschnur um den Hals und eine volle blaßrothe Rose im Haar. Man sah der Jahreszeit und dem Tageslicht zu Ehren viel Vergiftmeinnicht- und Veilchenkränze, viel himmelblaue, einige dunkelblaue und lila Toiletten; keine Art aber von gelb, welche Farbe damals ganz verpönt war, auch kein Gemisch von bunten Farben, wie die späteren Moden sie so gern zusammengebracht haben. Als der Abend angebrochen und die freundliche Wirthin es innegeworden war, daß die Gesellschaft, immer munterer werdend, an kein Auseinandergehen dachte, wurden die oberen Säle erleuchtet, und man ging, die Musik voran, en polonaise die schönen, breiten, mit reichen Teppichen belegten

Treppen hinauf, tanzte da fort und fort, ließ sich ein *souper dans toutes les formes* wohlschmecken und tanzte wieder bis zum lichten Morgen. Während die Damen sich abkühlten, prellten die Herren einige Individuen, die sich mit Bonhomie diesem Possenstück hingaben (nicht aber auf Betttüchern wie Sancho Pansa, sondern auf den Armen der munteren Jünglinge wurden die Kleineren der Gesellschaft in die Luft geprellt), und so endete dieses kolossale Fest. Für mich aber hatte das große noch ein kleines, ein eigentliches Familienfest, enthalten; denn meine dort so freundlich begehrte Jugend hatte die Freuden des Tages mit naiver und sehr mittheilender Munterkeit gerade so genossen, als wären sie zu Hause und ich die Primadonna des Festes. Diese Ansicht äußerten die kleinen Dinger auf eine drollige, ihre Gönner, die Radziwills, sehr belustigende Weise, und auch die gütigen Prinzessinnen des königlichen Hauses fanden Wohlgefallen daran. Während eines Walzers ruhte die Großfürstin in einem Kreise von zuschauenden Damen. Neben sich hatte sie meine Mutter placirt, und zu ihren Füßen auf Schemelchen saßen Thora und Klara; Mariechen stand von ihrem Arm umschlungen neben ihr. Da walzte ich an ihnen vorüber, und siehe, die vorwitzigen Kinderchen klatschten mir mit der ganzen Kraft ihrer Händchen Beifall zu, und dieser Applaus wiederholte sich, von ihrer hohen Gönnerin unterstützt, so oft mich meine Tour wieder an diese Gruppe heranzuführte. Ich darf es wohl gestehen, daß diese Ausgelassenheit die kleinen Mägdelein allerliebste kleidete, daß sie überhaupt damals eine Periode von großer äußerer und innerer Anmuth hatten, daß sie reizende kleine Geschöpfe waren. Marie, das „Märchen“ der Radziwills, von der Großfürstin nur „Feenmärchen“ genannt, behielt in ihrer Fröhlichkeit doch immer etwas Bartes und in so großer Versammlung etwas Schüchternes, wodurch sie nur noch anschmiegender und dadurch anmuthiger ward. Klara glühte im Entzücken und ward dadurch entzückend, Thora blickte frisch und freudig, wenn auch gewöhnlich sinnig ins Leben und in die Gesellschaft hinein; doch war auch hier Klara ihre Stütze, ihr Stolz, ihre Wonne.

Meine liebe Mutter half mir gar schön die Honneurs machen für die künftige Kaiserin, als sich diese zu einem Fest bei mir angesagt, oder vielmehr als mir es der Großfürst nahe gelegt hatte, ihm mein Haus zu öffnen, ein Haus, welches er früher, als es noch Alopeus

gehörte, bewohnt hatte, und von dem ihm liebe, sich auf seine glückselige Brautwerbung beziehende Erinnerungen geblieben waren. Zu einem kolossalen Fest wie das Radzwillische eignete sich dieses Haus gar nicht; seine Säle würden nicht einmal hingereicht haben, den zahlreichen Hof und die vielen zu ladenden Tanzenden zu fassen, wenn nicht eben die vorgerückte Jahreszeit ihre Reihen schon gelichtet und auf diese Weise unseren Wunsch unterstützt hätte, nicht eine allzu große Gesellschaft einzuladen. Ich würde gar zu gern den schönen Garten zum Schauplatz des Festes gemacht haben, um so lieber, da in ihm der vom Großfürsten gepflanzte Lebensbaum grünte. Aber die Eingänge eigneten sich nicht dazu. Nun verpflanzten wir den Garten in das Haus und gaben dadurch dem grandiosen Flur ein romantisches Ansehen. Die Säulen, die ihn tragen, waren mit Kränzen umwunden, auch die Säle mit blühenden Stauden ausgeschmückt. Das gewöhnliche kleine Eßzimmer, welches das Entree bildete, war durch eine vom italienischen Maler Giuseppe Pelicia recht geschmackvoll angefertigte Dekoration abgetheilt und in grünen Nischen waren Buffets angebracht worden, in denen weiß gekleidete Donnas den Thee einsenkten. Das Souper ward für die Vornehmeren und die Damen im oberen, für die übrigen im unteren Stockwerk servirt. Mein grünes Zimmer hatte sich in einen Eßsaal verwandeln müssen, wohin ich die Prinzessinnen und Excellenzen führte.

Im sogenannten Königszimmer, wo der Hof sich zuerst versammelt hatte, ward während des Tanzes eine Tafel für den König und die von ihm genannten Damen, zehn bis zwölf an der Zahl, ausgerichtet. Ich hatte mich aus Bescheidenheit nicht an diesen Tisch gesetzt, sondern ging ab und zu, die Honneurs machend, und fand die Majestät immer recht munter. Sie hatte Henrietten, die mit an dem Tisch soupirte, durch eine Frage nach dem Wappen des Silberzeuges in Verlegenheit gesetzt. Da unseres nicht ausreichte, hatten wir das fehlende von dem Freunde Reventlow geborgt. Weil dies nun viel schöner als das unsrige war, so hatte man es auf die Tafel des Alles bemerkenden Königs gelegt, der nun wissen wollte, wessen Wappen es trüge. Der König bewunderte später auch die ungeheuren Vasen von russischem Marmor, die in den zwei Winkeln des gelben Saales stehen; da erklärte ich ihm, daß sie sein Eigenthum seien. Er lachte und sagte, er habe sich nicht so reich

geglaubt. Uebrigens trägt das Zimmer nicht etwa von dieser festlichen Gelegenheit her den Namen, sondern weil des Königs Bildniß es zierte; wir hatten es anfertigen lassen, um ihm die Stelle zu geben, welche bis dahin das Bild der Kaiserin Katharina eingenommen hatte. Dieses ungeheure Gemälde, welches wir später dem Hofmarschallamt überantwortet haben, stellte die Kaiserin in ihrer ganzen Größe dar, die Schleppe von einem Mohren getragen. Sehr zufrieden, wie es schien, verließ uns gegen Morgen der Hof. Prinzess Alexandrine warf sich meiner Mutter um den Hals und rief: „Ach, wie gut habe ich mich bei Ihnen amüßirt!“ Viel früher als die Gäste waren meine Kinder fort und zu Bett geschickt worden, nachdem sie sich beim Honneurmachen sehr wichtig geglaubt hatten. Sie sahen sehr niedlich aus; alle sechs waren sie gleich gekleidet in weißen Kreppröcken, mit rosa besetzt und rosa Schneppentailen. Dieser Staat blieb vorerst ihre Uniform bei jeder größeren Gelegenheit. Im vergangenen Jahre hatten sie eine ähnliche Uniform getragen, die auch ich bei kleineren Familienvereinen nicht verschmähte. Es waren ganz frische rosa halbseidene Kleider, klein karvirt und mit dicken weißen Tüllrüschen besetzt.

Mit dem 26. Mai 1821 schlossen eigentlich erst die Karnevalsfreuden dieser bis in den Sommer hinein ausgedehnten Winterfaison mit der Abreise der Großfürstin, die nach Ems zog. Durch die Hoffnung des Wiedersehens ward uns der Abschied diesmal noch erleichtert. Unsere lieben Bernstorffs trafen mit den russischen Herrschaften im freundlichen Rahn-Thal zusammen, machten die schönsten Partien zu Esel mit ihnen und gaben den hohen Gönnern sogar eine kleine Festlichkeit in ihrem Garten. Sie bewohnten das damals noch vereinzelt stehende Hügensche Gartenhaus, hinter welchem sich Nebengelände, Bogengänge und Terrassen den Berg hinanziehen, von dem man eine schöne Aussicht hat.

Das Gefolge dieses Hofes war damals ebenso klein an Zahl wie gut gewählt. Von der Oberhofmeisterin der Großfürstin, der alten gutmüthigen, aber sehr auf die Form haltenden Fürstin Wolkowsky, läßt sich eben nicht viel sagen; desto mehr aber von der einzigen, der sehr hübschen und interessanten Hofdame Katinka Gräfin v. Schuwaloff. Wenn ich sie auch als übermüthigen Wildfang bezeichnen kann, so muß ich hinzufügen, daß ihr Uebermuth nie in Ausgelassenheit ausartete,

daß er nicht den Anstrich des Stolzes hatte, auch nichts Anerzogenes oder durch ihre glänzende Lage Hervorgebrachtes, sondern der allernatürlichste Ausbruch einer ungebändigten jugendlichen Fröhlichkeit war. Kaum aus der Erziehungsanstalt, welche die Kaiserin=Mutter für Töchter aus edlen Familien angelegt hatte, entlassen, war sie der Großfürstin nach Berlin gefolgt, wo der ganze Hof seine Freude an diesem originellen Fremdling hatte. Schon ihre Physiognomie war sehr auffallend, so vielsagend, so viel verrathend von Verstand, Herzensgüte und Schelmerei, und noch mehr, wie es schien, verbergend; denn es lag eine Tiefe in diesem Blick, die sich nicht beschreiben läßt. Wenn man ihm begegnete, so glaubte man in eine Zauberwelt hinein zu schauen, die sich ihr noch unbewußt hinter dem kindlichen Frohsinn verberge. Die Offenheit ihres Wesens und zugleich das Geheimnißvolle ihrer Physiognomie zogen mich ungemein an. Mit all ihrem Verstand war dieser kleine Neuling in der Welt sehr leichtgläubig. Dies ward vielfach benutzt, um sie zu mystifiziren; man that es um so lieber, da sie auf solche Scherze aufs Liebenswürdigste einging. Hier nur einen dieser sehr ins Große getriebenen Scherze: Sie hatte oft in rücksichtsloser Munterkeit ihre Vorliebe für Universitäten und Studenten gerühmt, ohne jedoch irgend solche Schüler der Weisheit zu kennen, bloß weil ihr Bruder studirt und ihr von dem allerliebsten Studentenleben erzählt hatte. Der 1. April kam heran, und zwar ihr unbewußt wegen der Verschiedenheit der Kalender. Am Vormittag lassen sich ein paar Studenten mit vornehmen Namen bei ihr melden und kündigen sich als Abgesandte ihrer Kommilitonen an mit der Bitte, sie möge der Studentenschaft erlauben, ihr abends „ein Hoch“ zu bringen, da diese sie nach allen ihren Aeußerungen als ihre hohe Gönnerin betrachten dürfe. Die Kleine ist ebenso beschämt wie dankbar für diese Anerkennung ihres Wohlwollens, protestirt aber dennoch gegen diese öffentliche Huldigung. Doch die Herren wollen nichts von abschlägiger Antwort hören und lassen sie in der allergrößten Verlegenheit zurück. Sie hat halb und halb Verdacht geschöpft und um so weniger den Muth, sich Jemandem in ihrer Noth anzuvertrauen. Bei Tafel wird sie von allen Seiten beobachtet; sie aber spielt ihre Rolle recht gut und läßt nichts von Verlegenheit blicken. Doch als sie nun abends ihrer Fürstin zu Madziwills gefolgt ist, als es da unruhig wird und zu Aller

Erstaunen heißt, es käme ein Studentenzug an, und als die Dienerschaft ankündigt, der Zug verlange vorgelassen zu werden, denn er sei bei der Gräfin Schuwaloff angemeldet und angenommen, da muß sie die Wahrheit bekennen und wünscht, sich unsichtbar machen zu können. Erst als sie nach gehaltenem Umzuge der Studenten durch die Vermummung von altdeutschen Kostümen und Bärten hindurch zuerst den Prinzen Wilhelm, dann den Kronprinzen und nach und nach alle die munteren Herren erkennt, da findet sie den Spaß allerliebft. Unter den schönen Ostereiern, die am 24. April, dem Ostersonntag, von der Radziwill'schen Künstlerfamilie geliefert werden, befindet sich ein Gänseei, welches höchst zierlich und sprechend ähnlich die Anführer dieses Studentenzuges darstellt, wie sie der schönen Katinka ihr Kompliment machen. Elisa war die Künstlerin gewesen. Unter allen diesen Scherzen war indeß ein Herz in tiefem Ernst von den schönen Augen der Gräfin getroffen worden. Es konnte ihr nicht verborgen bleiben, weil der zwar sehr bescheidene Verehrer ihrer Spur dennoch so auffallend nachging und sein Geheimniß so offen aus seinen Augen sprach, daß er längst unser Aller Theilnahme gewonnen hatte, als sie noch immer spröde erschien. Er hatte sie schon vor einigen Jahren in Petersburg kennen gelernt, als er den Prinzen Wilhelm (Sohn) auf seiner ersten Reise dorthin begleitete; aber noch ein Jahr verging, ehe er als ihr Verlobter angenommen wurde; erst im Jahre 1823 war es ihm vergönnt, sie aus Petersburg heimzuführen. Es ist uns nie recht klar geworden, ob sie selbst oder ihre Familie ihm die Schwierigkeiten in den Weg legten. Gegen die Persönlichkeit des Grafen Karl v. Schlieffen konnte nichts einzuwenden sein; vielleicht mochte seine äußere Lage den Ansprüchen dieser großen russischen Familie nicht genügen. Die endlich Vermählten wurden im Herbst 1823 in Berlin erwartet; ich kann nicht sagen, mit welcher Ungeduld. Die Gesellschaft hoffte auf den liebenswürdigsten Zuwachs; der Hof meinte, er werde nach wie vor in ihrem Umgang eine unendliche Kurzweil finden.

Es ward eine Wohnung für sie in der Brüderstraße, also dem Schloß ganz nahe, genommen. Desto besser, wäre sie nur erst da, die liebenswürdige, muntere Russin! so dachten Viele, aber Alle wurden getäuscht. Unsere lebenslustige Hofdame war, wie es schien, zur Anachoretin geworden. Man sah sie nirgends; kaum leistete sie, was

die strengste Pflicht von ihr in Beziehung auf die Prinzessinnen forderte. Zuerst wunderte man sich sehr und legte es darauf an, dieses Räthsel zu lösen; doch da diese Bemühungen vergebens blieben, vergaß man sie und die seltsame Metamorphose, die mit ihr vorgegangen war. Ich selbst sah sie gar nicht wieder bis im Oktober 1828; doch folgte ich ihr und ihrem Schicksal in all den langen Jahren von fern und freute mich herzlich ihrer Umwandlung; denn war sie auch als wildes Undinchen eine liebliche und in ihrer großen Wahrheit eine erfreuliche Erscheinung gewesen, so that es mir dennoch unendlich wohl, sie mir jetzt als das seelenvolle Wesen zu denken, welches man mir gar hübsch als waltende Hausfrau, als liebendes Weib, als sorgsam pflegende Tochter und als treue Mutter schilderte. Sie hatte sich bei ihrer Rückkehr nach Berlin einen Lebensplan gemacht, den sie mit größter Konsequenz befolgte. Die Liebe hatte ihn ihr eingegeben, und die Festigkeit ihres Charakters half ihr ihn durchzuführen; sie zog sich ganz in ihre enge Häuslichkeit zurück. Nur an diesem Horizont ließ sie das Licht ihrer Augen leuchten; es war nicht mehr das unstete Funkeln ihres Sternensblicks, sondern ein sanftes, bestimmtes Licht, welches Frieden und Freude um sich her verbreitete. Sie ward ihren alten Schwiegereltern zum Trost- und Freudenengel, und als nun vollends Strauß sein Amt an ihr vollzogen und sie durch seine überzeugende Lehre in unsere Kirche hinübergeführt hatte, da war alles Fremdartige, Alles, was an den russischen Ursprung erinnern konnte, verschwunden; sie sprach sogar vorzugsweise deutsch, und zwar ein ganz besonders hübsches Deutsch.

Seitdem hat Gottes väterliches Walten auch sie den Wechsel des Lebens empfinden lassen. Er hat ihr manch schweres Kreuz auferlegt. Sie hat Krankheiten durchgemacht, die sie an den Rand des Grabes versetzten; sie hat Unfälle erlebt, die ihrem vortrefflichen Mann beinahe das Leben gekostet haben; sie hat Kinder jedes Alters begraben müssen, einige, nachdem sie zuvor durch unsägliche Leiden geläutert worden waren; aber sie hatte früh die Quelle gefunden, aus der man nie vergebens Trost und Hoffnung schöpft, sie hatte den Grund, in dem ihr Anker sicher ruhte! Darum haben die Wellen der Anfechtung das Schifflein ihres Glaubens nimmer verschlingen mögen; es wird von einem sicheren, nie fehlenden Kompaß geleitet.

Raum waren wir nach dem Abschied der Großfürstin wieder in den alten ruhigen Verhältnissen, als diese durch meiner Mutter Abreise gestört wurden. Am 4. Juni verließ sie uns, um mit Neventlow nach Holstein und von da aus wieder über Berlin nach Karlsbad zu ziehen. Der Abschied war wehmüthig; uns ahnte damals noch nicht, daß die Trennung nur kurz sein werde. Acht Tage später faßten wir nämlich auf Stosch', unseres Arztes, dringenden Rath den Entschluß, unseren Kindern die Wohlthat eines Seebades zuzuwenden, und da war denn die Wahl bald entschieden; sie wendete sich dem heimischen Kiel zu. Ich sollte die Lieblinge selbst dorthin geleiten und zugleich ein ersehntes Wiedersehen mit den theuren Verwandten feiern!

Mein Mann hatte die Reiseanstalten für mich so gut getroffen, daß ich schnell und mit aller Bequemlichkeit in Grabow, einem mecklenburgischen Städtchen unfern von Ludwigslust, ankam und dort einen Zug ausgezeichneter Dreylügower Pferde und wieder Relais im Sundenkrug vorfand. Der ganze, fünf Meilen lange Weg von Grabow nach Wittenburg, von wo es nicht mehr fern nach Dreylügow ist, ist über alle Begriffe häßlich und öde; doch der Platz, den sich der Wirth zum einsamen Sundenkrug ausgesucht hatte, war ohne Zweifel der trostloseste Punkt der ganzen Route, und eben diesen hat sich Herzog Gustav von Mecklenburg ausgewählt, um sich dort anzubauen. Man sagt, es sei der Jagd zu Ehren, die solche Gegenden liebt, wo Sümpfe und Sandflächen wechseln.

In Dreylügow hielten wir uns nur so lange auf, um die Erfrischungen zu genießen, welche die gute, alte Hinz uns in reicher Fülle vorgesetzt hatte, und um das Gedeihen der Anpflanzungen zu bewundern, die wir größtentheils im Frühjahr 1816 und im Herbst 1818 unter meines Mannes thätigen Händen hatten entstehen sehen.

Dann ging's rasch weiter nach dem freundlichen Giland des Schallsees, nach Stintenburg. Wie unendlich wohl uns, Großen und Kleinen, dort ward, wie freundlich der Empfang, wie freundlich das Leben dort war, das kann ich nicht schildern. Mit Niemand in der Welt schwatzte sich's so gut wie mit diesen lieben Leuten, und mit Niemand lebte sich's so anmüthig.

Stintenburg hatte in den 2 $\frac{1}{2}$ Jahren, seitdem ich es zuletzt gesehen hatte, sehr gewonnen; aber ob damals schon die untere Etage

fertig und der hübsche Salon bewohnt war, dessen erinnere ich mich nicht.

Das Wetter war schön und ward, o wie sehr! von uns benutzt. Man frühstückte schon auf Mandinens kleiner Insel, machte dann eine Wasserfahrt und nachmittags die köstliche, sogenannte wilde Promenade, für die meine Kräfte zureichten, welche aber Mandine halb in einer Esequipage zurücklegte. Nach ein oder zwei Tagen brachen wir auf, um wieder eine Station in Rågeborg zu machen.

Cajus und Luise Reventlow waren jetzt, wiewgleich im Begriffe aufzubrechen, noch dort, wo er seit 1816 Gouverneur war.

Ich freute mich, die Familie noch da zu finden, freute mich, das mir längst bekannte Städtchen einmal in Muße durchwandern und auch die hübschen Punkte in der Nachbarschaft besuchen zu können. Reisebeschreiber haben in der That nicht zu viel davon gerühmt; denn es liegt wahrhaft romantisch, und ich muß hier den Vergleich der silbernen Schüssel mit Krebsen darauf, denen die Peterfilie nicht fehlt, wieder aufwärmen, weil er gar zu passend ist. Der See zieht sich wie ein silbernes Band um die Waldungen, in deren Mitte, wenigstens von der einen Seite gesehen, die rothen Dächer Rågeborgs liegen.

Das Haus des Gouverneurs ließ freilich viel zu wünschen übrig; indeß gefiel es mir doch zu gut, als daß ich es mir jetzt umgerissen und durch ein neues ersetzt denken möchte.

An einem schönen Juniabend tranken wir den Thee in dem von Luise gepflegten Rosengarten, dessen Duft berauschend, dessen Aussicht köstlich war. Alles kam mir auf dieser Insel des Friedens und der Liebe so entzückend vor, daß mir der Abschied schwer ward, wiewgleich wir uns nur trennten, um uns baldigst in Altenhof wiederzusehen!

In Kiel war ich unbeschreiblich glücklich und aufs Beste eingerichtet. Die warmen Bäder wurden unter Hegewisch' Leitung sogleich begonnen und schienen den Kindern recht wohl zu thun.

Ich setzte Vertrauen in Hegewisch' Rath, obwohl ich die schwerste Erfahrung meines Lebens unter seiner Leitung gemacht hatte, am 4. April 1807. Er bewies uns diesmal wieder eine große, eine wahrhaft herzliche Aufmerksamkeit und sehr freundlich zuvorkommende Gastfreiheit.

Die Nachmittagsstunden eines jeden Tages fanden uns vereint, Karoline Hegewisch, Gerhardine Gall und mich. Die lebendige Theil-

nahme Gerhardinens that mir wohl. Neben Karoline aber empfand ich von Neuem, wie die Blüthen des Geistes und der Liebe das Dasein zu schmücken vermögen. Sie hatte mich ihr ja schon längst ganz zu eigen gemacht. Es blieb kein Fältchen in meinem Herzen ihr verborgen, und auch sie schloß mir ihr ganzes Innere auf.

Wie unendlich viel mir der Umgang war, den ich in der Seeburg fand, das brauche ich hier nicht zu sagen. Auch die vortreffliche Luise Löw war in Kiel, und Josephine kam oft aus Plön dorthin, um mich zu sehen. Rechne man hierzu das reiche kirchliche Leben, den auch im Privat Umgang so interessanten Claus Harms, den ich hier wiederfand, so wird man begreifen, wie mannigfach meine Genüsse waren. Ich hatte Harms zuerst im Winter 1816/17 seine Kanzel einnehmen sehen, hatte es erlebt, wie die neue Sprache, welche er von dort herab ertönen ließ, so allgemeine Sensation erregte. Jetzt fand ich zu meiner größten Erbauung eine sehr christliche Gemeinde um ihn versammelt. Außerdem zogen schaarenweise Landleute aus anderen Gemeinden herbei, um ihn zu hören. Es war eine Freude, diese frommen, still andächtigen Kirchgänger von außerhalb zu beobachten, denen sich, wie es schien, die ganze Einwohnerschaft Kiels angeschlossen. Und wie still war nun vollends die Versammlung in der Kirche; wie horchten sie mit aufgeschlossenen Sinnen, das merkte man ihrem ganzen Wesen an, dem göttlichen Wort. Aber es war auch Gottes Geist, der sich auf diese Kanzel herabließ, der die heilige Stätte bewegte, das Herz im Busen erschütterte und einen neuen Verband schloß zwischen den Zuhörern allen. Selbst die ungläubigsten der Professoren waren Kirchgänger geworden! Welch ein Unterschied zu der dürrn Zeit in meiner Jugend, wo die Kirchen überhaupt, und namentlich die Kieler, verlassen waren! Man hörte in ihnen ja nur kalte Vernunftreden; man schämte sich, den Namen Jesu Christi auszusprechen, und die Prediger umgingen ihn so viel als möglich. Da brach endlich der Herr seinem Reiche eine weitere Bahn; da ging wieder ein Geist aus von Ihm in alle Lande, und auch in unserem armen, dürrn Holstein gewann die Sache des Herrn eine neue Gestalt und schwang sich durch Harms' Predigt lebendig empor. Viele Herzen wurden durch ihn zum Glauben an den Heiland erweckt, und seine Gemeinde ward größer und größer.

Dieser wahrhaft liebenswürdige Jünger des Herrn fand auch Wohlgefallen an meinen Kindern. Er empfahl mir einen Lehrer für die vier bis fünf Wochen meines Kieler Aufenthalts und verschmähte es nicht, ihnen selbst Unterricht zu geben.

Auch die in Altenhof zugebrachten Tage waren köstlich. Die hier so großartige Natur hatte ihr schönstes Feierkleid von Sonnenlicht und Wiesen grün, von Fülle des Laubes und der Blüthen angezogen und gewährte uns den Genuß der fernsten Wanderungen zu Wagen und zu Fuß, die man dort so sehr liebt. Einen noch süßeren, ja mich überaus befriedigenden Genuß fand ich jedoch in dem Umgang mit der trauten Luise, dieser herrlichen Frau, die es wahrlich werth war, ihrem Herzen nach die Zwillingsschwester des Bruders Christian zu sein, die alle Liebe und Verehrung verdiente, die ihr von allen Seiten gezollt ward. Ihr Gatte Cajus war zwar ein vortrefflicher Mann, edel, fein gebildet, begeistert für alles Gute und Schöne, welches in ihm durch das Christenthum geheiligt ward; er war in Wort und That ein Christ, ein eifriger Nachfolger seines Herrn, und dennoch war es ihm unmöglich gewesen, seine Eigenheiten, die ihm angeborenen Reventlowschen, zu überwinden. Sie traten schon, während er um Luise warb, hell ans Licht und nahmen von Jahr zu Jahr zu. Luise aber, die ihren Gemahl wie einen Schutzheiligen verehrte, hütete sich sorgsam, gegen diese Eigenheiten zu verstoßen; sie suchte sie nicht nur vor Anderen zu verbergen, sie vermied es sogar, ihn selbst darauf aufmerksam zu machen, und blieb sich darin treu die 37 Jahre ihrer Ehe hindurch. Aber eben weil es nicht Achtung, sondern Liebe war, welche sie so zart in Erfüllung ihrer Pflichten machte, wurden ihr diese auch nicht schwer. Schon wie sie noch Kind war, hatte ihr dieser edle Mann mit seinem ausgezeichnet schönen Außern, seinen gebildeten Formen und der Fülle des Gefühls, die sein Auge verrieth, als Ideal vorge schwebt. Als er nach langem, sonderbarem Zögern, welches aber tief in der wunderlichen Zaghaftigkeit seines Charakters begründet war, sie zur Gattin erwählte, da war ihre ganze Liebe fürs Leben sein, und auch seine Zärtlichkeit wuchs von Tage zu Tage. Ihre Flitterwochen dehnten sich zu Jahrzehnten aus. Möchten sie nun auf dem Lande oder in der Stadt leben, sie waren sich gegenseitig Alles. Freilich will man behaupten, daß sie oft lange stumm nebeneinander saßen, sie mit einer Arbeit beschäftigt,

er vielleicht nickend; öfter vielleicht noch fand die Stunde der Siesta sie Beide Arm in Arm eingeschlummert. Aber sollte das nicht ganz in der Ordnung sein? Sollte das Bedürfniß der Unterhaltung nicht ein schlimmes Merkmal für die Liebe werden? Wo ein Liebender die Langweile des Anderen empfindet, da ist, dünkt mich, der Andere schon verkürzt. Ein Herz, ganz von seinem Gegenstand ausgefüllt, bedarf nichts als des Glückes, bei ihm zu sein.

Drei Knaben, Eugen, Gottfried und Theodor, waren diesem glücklichen Paare schon während ihres Aufenthaltes in Kopenhagen geboren. Im Jahre 1811 kam ein Töchterchen hinzu, Emilie, ein gutes, kluges Kind, das sich zu einem hübschen, liebenswürdigen Mädchen entwickelte und die sehr liebe Freundin meiner Töchter wurde. Im Jahre 1803 hatte Neventlow seinen Abschied als Präsident der deutschen Kanzlei genommen, weil das Verfahren des Königs in den holsteinischen Ritterschaftsangelegenheiten gegen sein Gewissen ging, und nun lebte er als Privatmann frei und glücklich, bis die neue Erwerbung des Herzogthums Lauenburg dort einen Mann wünschenswerth machte, dem der König sein volles Vertrauen schenken konnte. Cajus ward Gouverneur von Lauenburg, und als solchen haben wir ihn in Raseburg residiren sehen.

Auch Bordesholm besuchten wir. Meine Großmutter Bernstorff (Auguste Gräfin Stolberg) weilte noch da. Ich freute mich unbeschreiblich, die würdige, alte, für mich immer so wohlwollende, so mütterlich liebevolle Frau wiederzusehen, und namentlich fand ich sie gern an diesem schönen Ort, der mir außerdem um der Erinnerung willen so lieb war. Im Frühsommer 1806 hatten wir, mein Verlobter und ich, mit meiner Mutter und der lieben Schwester Milchen eine Partie dorthin unternommen, eine unvergeßliche! Nach gemeinschaftlichem Spaziergange waren er und ich zurückgeblieben und hatten, auf dem Moose eines Hügels sitzend, die Sonne sinken sehen. Verloren in dem schönen Schauspiel, erfüllt von der ganzen Tiefe unseres Glückes, genossen wir einen jener feierlichen Augenblicke des Lebens, die man nie vergißt, in denen man die edlere Bedeutung des Seins in heiliger Ehrfurcht empfindet, einen jener Augenblicke, in dem man die Kraft für lange Jahre der Zukunft schöpft.

Meine Großmutter ist einige Jahre später nach Kiel gezogen, hauptsächlich um Harms und Hegewisch näher zu sein, und hat diesen

Entschluß nicht bereut, wenn sie auch oft die Stille jenes ländlichen Aufenthaltes, die Ruhe der Wälder und Hügel, des Sees und der Laubengänge im Garten vermifste.

Ihr kleiner Haushalt bestand aus einem alten Bedienten, der zugleich alter Kutscher der alten Pferde war, einem alten Hausmädchen Ingeborg, die des Lieutenants Gottlob Clausewitz Kindermädchen gewesen war, und aus einer alten Kammerjungfer Biörn, deren schneeweißen Haaren man es nicht ansah, daß ihre Mutter noch lebte. Auch diese war in Bordesholm und ward dort verpflegt. Eine später angenommene Köchin war zwischen allen diesen Alten über ihre eigene Jugend verwundert und wußte nicht, ob sie sich deren überheben oder schämen sollte. Außer diesem dienenden Personal fanden wir noch Alwine Bernstorff und ihre Gouvernante, Gottlob Clausewitz und seinen Hofmeister Harding dort. Letzterer hatte seine Aufgabe der Erziehung Gottlobs vollendet und war nun meiner Großmutter Sekretär, Vorleser, Freund und Beschützer, ein sehr lieber und wahrhaft liebenswürdiger Mann.

Er besaß in hohem Grade die Gabe, mit Kindern umzugehen, und ihm verdankten die meinigen die größte Freude ihres Bordesholmer Aufenthaltes.

Gerhardine Gall hatte die Freuden und Leiden meines Kieler Lebens treulich und o wie gern mit mir getheilt; jetzt aber hatte sie ihrem Beruf nachgehen müssen; wir waren getrennt. Von welchen Leiden ich rede, wird der nicht fragen, der Kiel kennt, auch der Leser dieser Blätter nicht, der sich dort mit mir den Winter 1806 auf 1807 und den von 1816 auf 1817 aufgehalten hat. Es sind die ewigen Störungen; es ist das unausgesetzte Getreibe, welches dieser Hauptstadt Holsteins eigen ist. Hierher zieht sich winters der Adel, der sich amüsiren will; hierher ruft der „Umschlag“.*) Durch Kiel führen so viele Wege, namentlich vermittelt es die Verbindung zwischen Deutschland und Dänemark; halb Holstein macht seine Besorgungen und Einkäufe in Kiel. So kommt es denn, daß es hier wie in einem Taubenschlag aus- und eingeht, und daß man nie einer ruhigen Stunde, viel weniger eines ruhigen Tages sicher ist.

Meine Kinder freuten sich recht echt kindlich der größeren Freiheit, die ich ihnen in diesem kleinen Städtchen vor dem großen Berlin voraus

*) S. Seite 41.

gewähren konnte. Ich erlaubte ihnen kurze Gänge in die Stadt und sogar aus dem Reichsbilde hinaus, um Bestellungen zu machen und kleine Einkäufe zu besorgen; das machte ihnen ein großes Vergnügen.

Noch in den letzten Tagen vor unserer Abreise aus Kiel führte meine Freundin Asta Moltke*) meinen Kindern zwei Gespielinnen zu, ihre Töchter Thekla und Marie. Die Erstere war nur ein halbes Jahr jünger als Klara; sie war geboren, kurz nachdem ich ihre Mutter zuletzt im September 1811 in Holstein gesehen hatte. Marie war vier Jahre jünger. Jetzt hoffte sie auf einen neuen Zuwachs ihrer Familie, der ihr auch in einem Sohn (Ernst Graf v. Moltke, geboren den 2. Januar 1822 in London) geschenkt ward.

Asta landete auf dem Dampfschiff in Kiel; sie hatte ihre Reise beschleunigt, um mich noch daselbst zu finden. Wir brachten anderthalb Tage miteinander zu, die kaum hinreichten, die Fäden alle wieder anzuknüpfen, welche die so lange Trennung nach und nach zerrissen hatte. Dann setzte sie ihre Reise nach England, wo ihr Mann Gesandter war, fort, und auch ich verließ bald mein liebes Vaterland, in welches Asta nach einer Reihe von Jahren, die sie in der Fremde zugebracht hatte, zurückkehrte. Ich sah sie nicht wieder und habe mich jetzt an diese gänzliche Trennung, die mich anfangs sehr betrübt, doch endlich gewöhnt.

In Ranzau sah ich meine theuere Susanne Bülow in tiefer Wittwen- trauer wieder. Sie trug ihr Leid in stiller Ergebung und widmete sich ganz den Kindern, von denen Bernhard ein schöner, kräftiger Knabe, Solo zart und kränklich war. Von Ranzau führte uns unser Weg nach Wedendorf zu den lieben Bernstorff'schen Verwandten. Dort harrete meiner eine Trauerbotschaft. Septi Keuß' himmlische Seele hatte sich von dem siechen Körper gelöst; sie war heimgegangen, und uns blieb eine bittere Leere. Später, im Oktober mag's gewesen sein, schrieb mir des Verstorbenen Tante, die Gräfin Reden von Buchwald, und sandte mir einige freundliche Stellen über mich und meine Kinder, die sie aus seinem Tagebuche ausgezogen hatte.

„Buchwald, den 11. Oktober 1821.

Ich weiß, verehrte Gräfin, und trage es tief im dankbaren Herzen, daß unser Schmerz um den geliebten Septi auch der Ihrige war, weil

*) Asta Moltke, geborene Gräfin Münster-Meinhövel, gestorben 1842.

Sie den trefflichen lieben Menschen ganz zu würdigen wußten. Sie wissen auch, was er mir war, und daß ich nach seinem Heimgang mich doppelt verwaist fühlen muß. Er war der Sohn meines Herzens (die Gräfin Neden hatte ihn zum Adoptivsohn erwählt), Trost für Gegenwart und Zukunft, und diese war so eng mit der seinen verbunden, gab noch so viel Freude und Thätigkeit meinem Beruf hienieden, auch nachdem Alles, was mir am theuersten war, mir entrißen ward, daß die Auflösung dieser Hoffnungen und Wünsche wohl schmerzlich zu ertragen ist; aber wie darf ich, wie könnten die Seinen und wir Alle klagen, da uns der schönste Trost geblieben ist! Er ward uns früh genommen, weil er für ein besseres Leben früh reif befunden ward, und uns Verwaisten bleibt die über Alles köstliche Ueberzeugung, daß dieses reine Herz bei Gott ist, daß wir es wiederfinden werden mit unseren Lieben vereint, wenn wir nie müde werden, hier für dort zu leben; das ist die Losung und das einzige Streben, und Gott wolle uns dazu Kraft und Demuth geben.

Wenn mir die Freude wird, Sie, liebe, beste Gräfin, einmal hier zu sehen, so will ich Ihnen sagen, wie die Tage vom 1. bis 4. bis 8. August bezeichnet waren; ich danke dem Herrn, daß es mir vergönnt ward, sie noch mit unserem Septi zu verleben, ihn nach seiner Ruhestätte begleiten zu können; es waren Schmerzentage, aber wer wollte seinen Lieben nicht so gern bis in den Tod treu bleiben?

Sein schönstes Vermächtniß bleibt uns sein Tagebuch, in dem so tröstende, schöne, erhebende Worte aufbewahrt sind; auch für Sie, beste Gräfin, die er so treu und dankbar verehrte, fand ich einige Zeilen, die ich sogleich abschrieb. — — — Meine Zurückgezogenheit ist Neigung und Wirkung des größten Verlustes, der das Leben einer Frau nur treffen kann; aber wäre dem nicht so, so fühle ich doch unleugbar, daß ein thätiges, aber nicht unruhiges Berufsleben und die Natur und das Landleben die wahrsten und dauerndsten Freuden giebt, und diese wünsche ich unserer Amerika. Gott erhalte und segne Ihren vortrefflichen Mann, und mit diesem Wunsche für sein Wohl habe ich ja auch zugleich die schönsten für Ihres gethan. Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken!"

Meine Rückkehr, im August 1821, war besonders erfreulich, weil ich meinen Mann ungewöhnlich wohl, die jungen Mädchen frisch und

lieblich erblüht und Marie so ganz allerliebft fand. Sie hatte während meiner Abwesenheit, wahrſcheinlich durch eine Badekur und durch den faſt beſtändigen Luſtgenuß, friſche Farbe und eine Rundung gewonnen, die ſie gar hübsch kleideten.

Unſer vortrefflicher Magnus hatte uns längſt einen Beſuch verſprochen und zu dieſem Spätſommer angemeldet. Er kam auch wirklich Anfang September zu der Eröffnung der Herbitmanöver, die ihn ſehr intereſſirten. Um die Großfürſtin, von der wir am 30. Auguſt feierlichen Abſchied genommen hatten, noch einmal wiederzusehen, erlaubte ich mir als Ausnahme, der großen Parade bei Charlottenburg einmal zuzusehen. Sie ergözte mich unendlich, und um ſo mehr, weil der Großfürſt ſich an die Spitze ſeines Regiments ſetzte und es mit ſchönem Anſtand bei dem König vorbeiführte. Es wurden die Lieblingsmärsche unſerer älteſten Königstochter geſpielt, und die ganze militäriſche Feier ſchien ſich nur auf die Scheidenden zu beziehen, denen wir mit naſſen Augen nachſahen.

Der Erzherzog Ferdinand v. Eſte*) war durch die Manöver nach Berlin gelockt worden. Ihm zu Ehren gaben wir am 10. September ein prunkvolles Diner. In der Erinnerung aber mißfällt es mir, daß wir keine Frauen zu dieſem Gaſtmahl geladen hatten. Damals freilich waren Damendiners nicht Mode in Berlin, und da wir nur für einige dreißig Perſonen Platz hatten, ſo hätte es Schwierigkeiten verurſacht, wenn wir auch Damen geladen hätten. Dennoch hätte dieſmal ein Kranz von bunter Reihe nicht nur unſere Tafel geſchmückt, ſondern es hätte ſich dadurch auch vermeiden laſſen, daß bei dem Zuge durch die Säle nach dieſer Tafel die königlichen Prinzen, ſogar der Kronprinz allein und ledig hinter dem fremden Erzherzog, der die Wirthin führte, hergingen. Nach Tiſch hatte dieſer Zug nun vollends eine lange Reiſe zurückzulegen; denn die noch ſo ſommerlich warm ſcheinende Sonne lockte die Geſellſchaft in den Garten, wo wir im Vertrauen auf dieſe Sonne ſchon alle Vorbereitungen getroffen und mit Grün und Blumen die immer ziemlich häßlichen und öden Ecken, welche das hervor-

*) Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, Herzogs von Modena, und ſeiner Gemahlin Beatrix, der letzte Erbe des Hauſes Eſte in Modena, geboren 1781, ein Enkel der Kaiſerin Maria Thereſia.

springende Gartenhaus gegen die Mauern hin bildet, ausgefüllt hatten. Dahinter verborgen spielte ein Musikchor.

Seitdem ist der Erzherzog, dieser freundliche, hübsche und gebildete Fürst, noch einmal in Berlin gewesen; doch da ich abwesend war, habe ich ihn nicht wiedergesehen, und so endete diese unsere speziellere Kongressbekanntschafft.

Bruder Magnus hatte, um sich den Prinzen nicht vorstellen zu müssen, unterdeß eine Partie mit seinen hier neu erworbenen jungen Freunden, Fritz Koeder, Bruder von Karl Koeder, und Herrn v. Derenthall, gemacht. Diesen jungen Dragonerlieutenant hatten wir in unseren Kreis aufgenommen als ein Vermächtniß unseres lieben Septi Keuß, der ihm sehr gut war und den er mit großer Treue während seiner ganzen langen Krankheit hindurch gepflegt hatte. Diese beiden jungen Offiziere waren unserem lieben Gast von wahren Nutzen, indem sie ihn begleiteten, wohin wir ihm nicht folgen konnten, und selbst bei den Manövern sich seiner so viel annahmen, wie ihr Dienst es nur irgend erlaubte. Sie leisteten uns auch auf einer Partie nach Stralau Gesellschaft, an der Karl v. Koeder und Clausenitz theilnahmen. Der vorgerückten Jahreszeit wegen, die uns jetzt noch sehr freundlich lächelte, wurde der Vormittag zu dieser Partie gewählt, die theils zu Wagen, theils zu Wasser und theils zu Fuß zurückgelegt ward. Nachdem wir unter den hohen Kastanien, die uns schon von früheren Besuchen her bekannt sind, ein Frühstück eingenommen hatten, ging der Zug nach dem Kirchlein hin, wo man sich auf dem ehemaligen, jetzt schon romantisch verfallenen Gottesacker lagerte und angesichts dieses memento mori recht innig heiter war. Eine große Barke nahm uns auf und brachte uns unter Scherzen und munteren Liedern bis an die Waisenhaus-Brücke zurück. Da wollten der Gesellschaft die trennenden Wagen nicht gefallen, und sie beschloß, den langen, eigentlich recht häßlichen Rückweg zu Fuß zurückzulegen. Dieser führte zuerst durch enge Gassen, die ich nie anders betreten oder gesehen habe als eben bei Stralauer Partien. Beim Schloß angelangt, hat man schon die größere Hälfte der Wanderung vollbracht, die von da an aber über die Schloßfreiheit, die lange Brücke, durch die Linden und die schöne Wilhelmstraße immer sehr hübsch bleibt. Sehr erhitzt und ermüdet kamen wir zu einem späten Mittagessen zu unserem harrenden Hauswirth zurück, der sich herzlich darüber freute,

daß die Tour so wohl gelungen sei. Es blieb uns auch Allen eine sehr heitere Erinnerung daran; für unser Henriettchen schien sie mir recht bedeutend geworden zu sein, weil sich Karl Roeder ihr mit einer Innigkeit genähert, ihr seine ritterlichen Huldigungen auf eine so ausgezeichnete Weise dargebracht hatte, wie er es sich doch wohl kaum würde erlaubt haben, wenn nur sein Herz ihn fortgerissen hätte, wenn nicht schon ein ernstere Plan in ihm fest gereift wäre. Ich war nicht die Einzige, welche diesen Vorzug bemerkte, den er Henrietten stets bewies; denn schon im Frühjahr hatte meine liebe Gräfin Kanitz, geborene Gräfin Schulenburg, Henrietten und zugleich Roeder zu Gevatter gebeten*) und mir dabei bedeutsam zugeflüstert, es sei vielleicht das letzte Mal, daß sie zusammen Gevatter stehen könnten. Ich habe Roeder niemals, weder vor- noch nachher, so hingebend munter, so jugendlich fröhlich gesehen wie bei diesem Zuge nach Stralau und besonders auf dem aus lauter Lust am Zusammensein so verlängerten Rückweg.

Am Tage nach meiner Mutter lang verschobener Rückkehr reiste mein Mann ab. Seine Sehnsucht, Luise wiederzusehen, war so groß gewesen, die Trennung von ihr war seinem Herzen immer so schmerzlich, daß auch ich diese Reise innigst für ihn gewünscht hatte, ob ich mir gleich nicht verhehlte, daß in der späten Jahreszeit eine Gefahr für ihn läge.

Und so geschah es denn auch, daß er nach einigen schönen Wochen des Zusammenseins mit seinen Geschwistern Mitte November krank heimkehrte. Man hob ihn mit Mühe aus dem Wagen; er schleppte sich, von uns geführt, bis an sein Bett, und wir hatten nur Gott zu danken, daß seine Zimmer zu ebener Erde lagen.

Nach den bewegten vier Wochen eines mannigfaltigen Genusses folgen beinahe sechs Wochen der Unbeweglichkeit, der Entbehrungen und des herben Leidens. Mir hatte wohl dergleichen geahnt; ich hatte weniger die Reise als die Aufregung gefürchtet, und bei Erwähnung der Jagden war mir vollends bange geworden. Doch folgte ich jetzt seinem Beispiel, und keine Klage, kein Rückblick ward laut an dem Krankenbette, von dem aus uns wieder ein ebenso rührendes wie erhabenes Beispiel von Resignation und heiterem Dulden gegeben ward. Es kamen

*) Wahrscheinlich bei der am 21. März 1821 geborenen Tochter Mathilde, späteren Frau v. Friesen-Notha.

allerdings Tage und Nächte zwischendurch, wo dieses Leiden so hoch stieg, daß die Plage sich unwillkürlich Luft machte und manch schweres Stöhnen sich aus der Brust hervorrang. In solchen Nächten wachten abwechselnd meine Mutter, Amerika und ich. Erst in späteren Jahren, als die Podagraanfälle noch viel häufiger wurden, nahm er unser Wachen durchaus nicht mehr an, und es wurden Nachtwachen von einigen der im Hause dienenden Wesen und von berufsmäßigen Krankenpflegerinnen eingerichtet. Dennoch blieb es meinem Mann höchst drückend, irgend Jemandem seinen Schlaf zu entziehen; es mußten immer Viele abwechseln, damit die Reihe des Wachens nur selten dieselbe Person traf. Diese wurden dann so reichlich dafür beschenkt, daß es ihnen gewiß nur Freude machte, um so mehr, da er ihnen die physische Anstrengung nicht nur auf materielle Weise, sondern auch durch die größte Freundlichkeit vergütete. Am liebsten hätte er ihnen die Belohnung für die Nachtwache gegeben und sie dennoch schlafen lassen; denn Geben war seine größte Freude. Die Stärke der Anfälle blieb zwei bis drei Wochen im Zunehmen. Stosch hatte vor Allem Gemüthsruhe und Entfernung von allen Geschäften empfohlen. Ich wachte wie ein Cerberus an meines Mannes Bette, mußte aber dennoch höchst unwillig manchem Geschäftsbesuche weichen, und sogar von außen und von fern her drangen Gemüthsbewegungen auf meinen Mann ein, die ich nicht ganz und gar fernzuhalten wußte. Mit Bangen sah ich die Post kommen, öffnete und las ihm die Briefe vor, nach denen er immer viel zu dringend verlangte, als daß ich sie ihm hätte vorenthalten können. Ließen die Krankheitsanfälle nach, so kehrte mein Mann bald zu der geselligen Lebensweise zurück, an der ihn zum Erstaunen Aller seine Podagraanfälle nur wenig hinderten. Er kann wochen-, ja monatelang zu Bette liegen und dabei seine Geschäfte besorgen, lesen, diktiren, Geschäftsleute sprechen und dann sogar noch in den freien Stunden abends einige Bekannte an diesem Bette empfangen. Dann überließ er ihnen nicht einmal, selbst nur halb hinhorchend, halb schlummernd, wie andere Kranke es zu thun pflegen, die Konversation, sondern er nahm nach wie vor selbst den lebhaftesten Antheil und scheute auch im Fieber nicht die aufregendsten Gespräche, erlaubte den heftigsten Schmerzen nicht, diese zu unterbrechen. Sehr oft durchzuckten ihn diese Schmerzen so sichtlich, daß Besucher abbrechen und sich entfernen wollten; doch litt dies der

Kranke nimmer. Er äußerte oft, er dürfe die schweren Geschäfte durchaus nicht anders unterbrechen, als wo die Unmöglichkeit, sie fortzuführen, vorhanden sei, und könne sich also doch der vielleicht heilsameren Ruhe nicht ganz hingeben; daher wolle er auch nicht der Erheiterung entsagen, die im Umgang mit Freunden läge, und weder sich noch mich, als seine Pflegerin, von der übrigen Familie trennen. Diese war also in den gewöhnlichen Vereinigungsstunden, d. h. den größten Theil des Nachmittags und den ganzen Abend, in seinem vorderen Zimmer mit den offenen Flügelthüren nach dem Cabinet hin, wo er lag, versammelt. In jenem und dem nächstfolgenden Jahre bewohnte mein Mann die schöne Flucht der Zimmer nach der Straße hin, welche bei dem Bau des Hauses für den jedesmaligen Hausherrn bestimmt und eingerichtet worden war. Es fehlte dieser Wohnung auch gar nichts Anderes als die Sonne.

In diesem einen Mangel lag aber eine harte Entbehrung, und zwar nicht nur für das Gefühl und für die Annehmlichkeit des Bewohners, sondern auch für seine Gesundheit! Diese Sonnenlosigkeit schien ihm so nachtheilig, daß er im Jahre 1823 mit meiner Mutter die Wohnung tauschte und nach der Sonnenseite des Hauses hinüberzog. Indes wollen wir heuer den lieben Genesenden begleiten, wenn er sich am Weihnachtsabend zuerst etwas weiter hinauswagt als in sein Schreibzimmer, bis in das nächste Zimmer, wo ich diesmal, um ihm näher zu sein, die Bescheerung aufgebaut hatte. Um in diesem zwar großen Zimmer, das aber doch bei Weitem nicht den Raum darbot wie die oberen Säle, mehr Platz zu gewinnen, bildete ich einen Kranz von behangenen und erleuchteten Tannenbäumen von der Thür aus, der sich längs den beiden Seiten bis an den Hintergrund des Zimmers hinzog; diesen Hintergrund nahm eine nischenartige Vorrichtung ein, welche Lauben darstellte und, mit gemalten Rosen decorirt, sich gar freundlich und hübsch ausnahm. In der größeren Nische war die Bescheerung der drei Nichten aufgebaut; in jeder der zwei kleineren Nischen fanden meine Töchter ihre Gaben, und zwar thronte unter kleinen Transparents, das eine die Krippe, das andere den Zug nach Aegypten vorstellend, für jede eine große Puppe auf ihrem Lehnstuhl, umgeben von anderen Spielereien und Niedlichkeiten. Zum letzten Male war es, das fühlte ich wohl, daß meine Töchterchen mit Puppen beschenkt werden konnten, und so war

es mir lieb, daß dieser Abschied von der goldenen Kindheit unmittelbar unter der Krippe, unter dem Schutz des göttlichen Kindes genommen werden konnte. Und es war wirklich, als verstanden und theilten die glückseligen Mägdelein meine Gefühle; denn diese doppelt beschirmten Plätzchen schienen ihnen so lieb, daß sie sich nicht davon zu trennen wußten und das Zimmer noch während des ganzen Festes über diese Gestalt behalten und ihnen zum Schauplatz ihrer kindlichen Freuden dienen mußte.

Der Jahreswechsel ward diesmal auch zum doppelten Feste bei uns; denn der theure Mann und Vater war wieder in unserer Mitte, und wir freuten uns seiner Genesung. Doch eben deshalb veranstalteten wir keine Art von äußerer Festlichkeit, weder Scherze noch geistliche Lieder; nichts bezeichnete diesen im Herzen mit Dank gegen Gott verlebten Schluß des Jahres 1821 und den Beginn des folgenden.



1822.

In den letzten sechs Wochen des vergangenen Jahres hatte der enge Kreis unserer näheren Bekannten noch einen interessanten Zuwachs bekommen, den Hausfreund des Radziwillschen Hauses, den Grafen Anton Stolberg. Dieser war uns zwar nicht so nahe verwandt wie sein Bruder Ferdinand, der die Cousine meines Mannes, Marie-Agnes Stolberg-Stolberg, geheirathet hatte, wurde jedoch immer als Vetter von uns angesehen und behandelt. Sein Freund Romberg führte ihn bei uns ein, wenn es gleich dieses Ceremoniells nicht bedurft hätte; denn mein Mann und ich kannten ihn, und meiner Mutter war kein Stolberg fremd.

In dieser Zeit fand sich auch in unserem Hause ein Brautpaar, dessen Verlobung uns zuerst in einige Bestürzung versetzt hatte. Es waren der alte Freund und Vetter unseres Hauses, der Wittwer der unvergeßlichen Tante Julie, Graf Fritz Reventlow, und Gräfin Charlotte Schlippenbach, dieses uns fast unbekannt und nicht sehr sympathische, aber